

# Kein schöner Tod in jener Zeit

Gedenkstätte in Wehnen erinnert an Krankenmorde

VON HENDRIK WERNER

Wenn die späte Nachmittagssonne das Areal der Karl-Jaspers-Klinik im ammerländischen Wehnen illuminiert, wenn die Schatten lang und länger werden, hält surreale Schönheit Einzug. Zwischen altem Baumbestand, der den Eingangsbereich des weitläufigen Geländes säumt, bricht sich sanftes Licht Bahn, desgleichen auf kunstvoll verwilderten Flächen rechter Hand. Ein stiller Frieden, den an diesem heiteren Spätsommertag selbst vorwitzige Vögel nicht nachhaltig stören können, scheint von dieser lauschigen Märchenwald-Anmutung auszugehen. Nur vereinzelt flanieren um diese abendbrotnahe Stunde Patienten und Besucher durch die opulent bepflanzte Anlage, in der Bänke zum Verweilen, Kunstwerke zum Innehalten laden.

Gebrochen wird das vermeintliche Idyll durch ein bloß auf den ersten Blick heimeliges Haus, dessen kreuzförmige Bauweise samt gedrungenen Seitenflügeln beinahe hinter dem Baumbewuchs verschwinden. „Alte Pathologie“ prangt in schwarzen Fraktur-Lettern auf einem weißen Schild, das am Rande einer Rasenfläche vor dem historischen Backsteinbau steht. Darunter ist „Euthanasie-Gedenkstätte“ zu lesen. Das Gebäude war mithin ein Schauplatz des Grauens; ein Horrorhaus, wenn man so will.

Der Gebrauch des aus dem Altgriechischen stammenden Wortes Euthanasie ist hierzulande seit dem nationalsozialisti-

„Die ganze Region gehörte zum Einzugsgebiet der Tötungsanstalt.“

Historiker Ingo Harms

schen Regime zuverlässig mit einem Euphemismus im Bunde. Suggestiv und also manipulativ in eine Tradition des „angenehmen Sterbens“ stellten die Nazis das organisierte Töten unter dem Deckmantel der sogenannten Rassenhygiene. Man ahnt bei einem Wehnen-Besuch, dass der Tod auf mannigfache Weise ein Meister aus Deutschland war, wie Paul Celans Ende 1944 entstandenes Gedicht „Todesfuge“ bezeugt. Auch und gerade in der Oldenburg benachbarten Heil- und Pflegeanstalt Wehnen. Kein schöner Tod in jener Zeit – und schon gar kein angenehmes Sterben. Etwa 1500 Menschen wurden dort ermordet.

Im Oktober jährt sich zum 80. Mal Adolf Hitlers auf den 1. September 1939, den Tag des Wehrmachtüberfalls auf Polen, zur rückdatierte Anordnung, „lebensunwertes Leben“ auszurotten, „unnütze Existenzen“ auszumergen. Behinderten Kindern, Frauen und Männern wurde vom NS-Staat in zynischer Manier ein „Gnadentod“ zugebilligt, der faktisch in eine systematische Massentötung mündete – durch Medikamente, qualvolle medizinische Tests, den Entzug von Nahrung. „Hunger-Euthanasie“ nennt der Medizinhistoriker Ingo Harms diese perfide Vernichtungsstrategie in seiner 1996 unter dem Titel „Wat mööt wi hier smachten...“ erschienenen Doktorarbeit. Seinen Recherchen in Krankenblättern und Behördenakten ist die wissenschaftliche Aufarbeitung der Todesmaschinerie in der Heil- und Pflegeanstalt zu danken. Dabei begannen die nationalsozialistischen Schergen im zeitweilig heillos überbelegten Wehnen ihr tödliches Werk bereits 1936, also signifikant früher als anderenorts. Zudem brachte Harms' Dissertation ans Licht, dass „die ganze Region zum

Einzugsgebiet der Tötungsanstalt“ gehörte; aus allen Krankenhäusern der Umgebung wurden Patienten nach Wehnen verlegt.

Die rasche Etablierung der Anstalt als Vernichtungszentrale lag nicht zuletzt daran, dass die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) im Freistaat Oldenburg schon acht Monate vor Hitlers Ernennung zum Reichskanzler die Macht übernommen hatte. Bei den Landtagswahlen am 29. Mai 1932 kam die NSDAP dort frühzeitiger als anderenorts im Deutschen Reich auf eine absolute Mehrheit – mit mehr als 48 Prozent der Stimmen. Als umso denkwürdiger sollten Nachgeborene den Umstand bewerten, dass Wehnen über Jahrzehnte zu einer Insel in einem Meer der Eugeniker-Verheerung stilisiert werden konnte.

Was Kai Wessels Kinofilm „Nebel im August“ im Jahr 2016 mit Sebastian Koch in der Rolle des willfähigen Euthanasieprogramm-Vollstreckers anhand einer wahren Opfergeschichte durchspielte, die sich in Süddeutschland zugetragen hatte, führte kurz darauf die Regisseurin Esther Gronenborn am Beispiel des fortgesetzten Leidens ihrer Großmutter an und in Wehnen vor: „Ich werde nicht schweigen“ heißt das mit Nadja Uhl, Martin Wuttke und Rudolf Kowalski hochklassig besetzte Werk, das im Juni 2017 beim Filmfest Emden zur Uraufführung kam.

Erzählt wird in dem Film die Geschichte der jungen Witwe Margarethe Oelkers, die noch im Oktober 1948 wegen eines punktuellen Kontrollverlusts mit der Diagnose Schizophrenie in die Heil- und Pflegeanstalt eingewiesen wird. Ein Jahr lang ist sie dort menschenunwürdigen Torturen und Demütigungen ausgesetzt – unter anderem einer Elektroschocktherapie.

Nicht zuletzt dieser erschütternde Film – an dem Ingo Harms beratend mitwirkte –, führte in der Öffentlichkeit zu einer geschärften Wahrnehmung des klinischen Grauens in der NS-Zeit – und zur Erhöhung des Besucheraufkommens in der Alten Pathologie. Einem einstigen Tatort, der vor 15 Jahren zu einer Gedenkstätte mit musealer Rekonstruktion umgewidmet wurde. Geöffnet ist die Ausstellung montags bis freitags von 10 bis 16 Uhr, sonntags von 12 bis 16 Uhr. Mitglieder des Gedenkkreises Wehnen e.V. machen Besucher mit den Leidensgeschichten jener Patienten bekannt, die zwischen 1936 und 1947 in der Anstalt ihr Leben lassen mussten, weil sie geistig oder/und körperlich beeinträchtigt waren.

Es ist nicht der einzige Gedenkort, der den Opfern der Krankenmorde gewidmet ist. Am 1. September 2001 wurde – besser spät als nie – ein von der niedersächsischen Landesregierung gestiftetes Mahnmahl eingeweiht (siehe Foto rechts). In dünnen Lettern ist darauf diese Inschrift zu lesen: „Die Schwachen und Kranken zu schützen ist die Würde der Gesunden.“

Eine weitere Stätte zu Ehren der Toten und zur Mahnung der Lebenden ist ein Erinnerungsfeld auf einem dem Klinikareal benachbarten Friedhof. Dort erinnern 1500 Steine, die von den Nachgeborenen beschriftet werden können, an die Opfer der Gewaltverbrechen. „Sie haben uns hungern lassen, gequält und ermordet“, prangt auf einem markanten Gedenkstein. Er weist nicht von ungefähr die Form eines Kissens auf. Die Kranken sollen posthum gebettet werden, ihr Andenken soll gerettet werden.

In einer Woche, am 1. September, findet um 14 Uhr im Festsaal der Karl-Jaspers-Klinik der alljährliche Gedenktag statt. Neben Grußworten und Kantaten steht eine Auführung von Schülern aus dem nahen Linswege im Mittelpunkt der Veranstaltung. Die Kinder stellen Patientenschicksale und eigens entwickelte Gedenkformen vor. Zur Erinnerung an die Toten, den Nachgeborenen zur Mahnung.

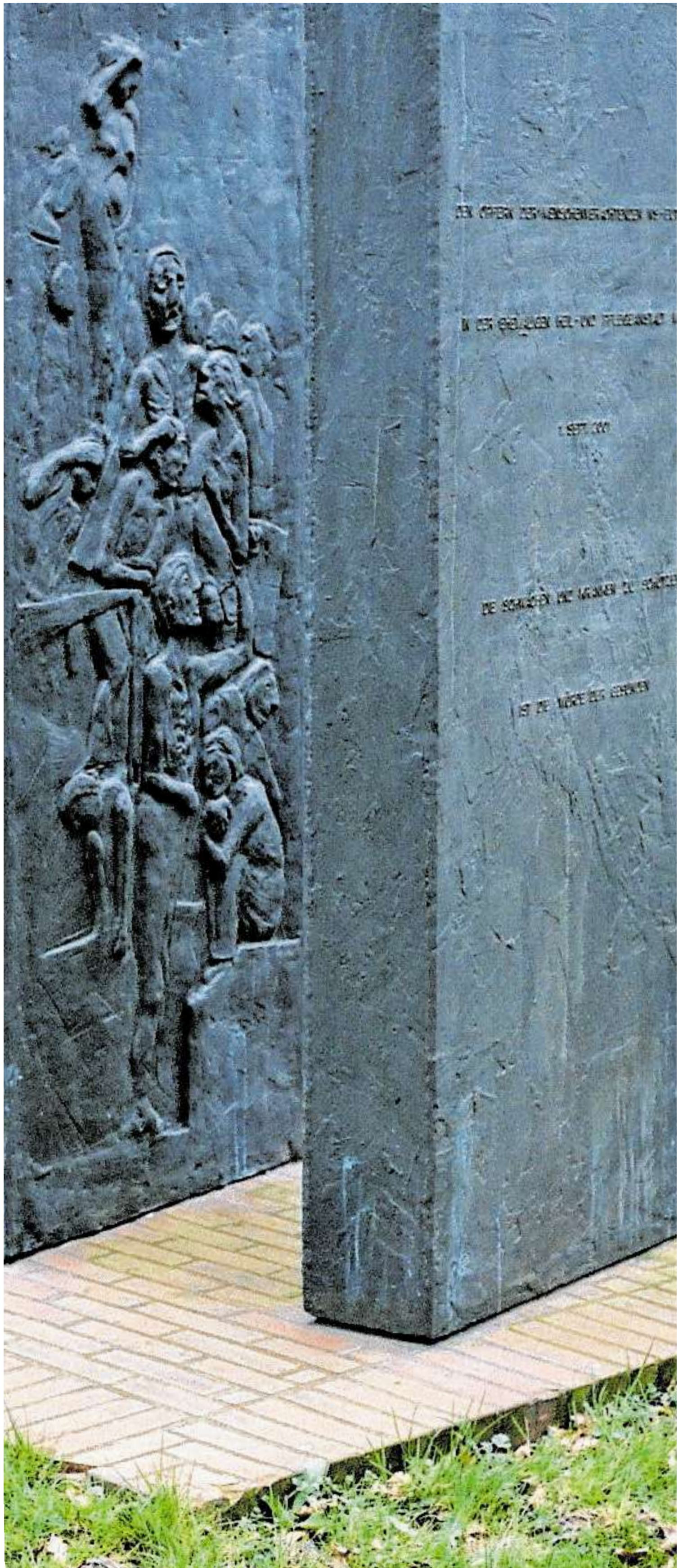


FOTO: FR